

Die Herweghs.

Ein rechtschämiger Roman von Liesbet Dill.

28. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Schon die Historie lehrt es. Wie hat man über einen Henri quatre geachtet zu seinen Lebzeiten! Er sagte fünf Tage vor seinem Tode — er wurde bekanntlich von einem gewissen Subjekt Francois Racailles ermordet auf einer Anstalt in der offenen Karzelle. Vous ne me connaissez pas maintenant vous autres. Aber eines Tages werde ich sterben, und dann werdet ihr erkennen, was ich wert war.“

„Solche Erkenntnis kommt meist zu spät,“ gab der geschweidige Lutz zu. „Auchfalls sind Sie um Ihr Wissen, das Sie auf Ihren Reisen bereichern konnten.“

„Ich habe Gedächtnis: studiert, und habe die Welt nicht zu meinem Vergnügen durchquert, denn was das betrifft,“ setzte Kottenhan verächtlich hinzu, „wie manchen mühsamen Weg muß man machen, um Dinge zu sehen, die man trockenem Fußes alle hätte dahinten ebenbürtig sehen können. So ist es auch mit den Höfen. In der Nähe verlorst du den Glanz manches Thrones. Jeai vue le roi!“ sagte bekanntlich Madame de Simier, „mais je n'ai pas vu sa Majesté.“

„Ich kenne die Dame nicht,“ sagte Lutz. „Ich auch nicht,“ sagte Kottenhan, „denn sie ist seit wechseren Jahrhunderten tot. Was bedeuten mir Orden! Fürstlichkeiten haben mir ein halbes Duzend angehängt, ich trage sie nie. Siehe auf dem Standpunkt Friedrichs des Großen: „Mon Gordon bleu est comme la grace efficace. Je ne donne et ne se m'ont pas.“

„Zehr feine,“ bemerkte Lutz, und sah zu, wie Ernst seine Marguerite sorgfältig im Sand begrub und mit Erde bedeckte.

„Ja, dieser König,“ fuhr Kottenhan fort. „Nennen Sie sein Sonett über den rechten Gebrauch der Gläser? Nicht? Dann kennen Sie gar nichts von ihm, denn er hat ja nicht nur Kratzglocken geschrieben. Das größte Dramenbild ist für mich verblüht. Stiller Bewußtsein hat mich hingegen, meid' ich der Menschen Inbrunst, Lärm und Haß —“ beginnt es, aber ich kann es Ihnen nicht vordramatisieren, es ist zu lang. Da reden sie immer von Goethe! Ich lese nur Friedrich den Großen. Wer war Goethe? Ein Minister, der Steine sammelte.“

„Er hat uns aber den Faust geschenkt,“ warf Ernst ein und zog Kreuze um seine tote Marguerite. „In seinen Werken, ich spreche natürlich von dem König, können Sie alles finden, Wissenschaft, Kunst, bis zu den einfachsten Kriegsregeln und alles betrieb er, und nicht als Dilettant, sondern als Meister. Er hat sich ans Shakespeare nichts gemacht, er war ihm zu roh.“

„Shakespeare?“

„Jawohl, auch Byron ist meiner Meinung, denn er schreibt bekanntlich an seinen Freund Mor, als er sich über die bläuliche englische Gesellschaft beklagte: „Eitlichen Bildern, Gesinnung, Shakespeare und Glasharmonika. In dem „Winternächten“ bin ich noch immer eingeklinken, wie in Dramen von Schiller.“

Lutz brach eine Langz. für Don Carlos, der eben im königlichen Theater mit Ruiz als Marquis Bosa gegeben war.

„Dieser Theatermarquis,“ Kottenhan spudete aus, „was ist er denn eigentlich? Eine historische Figur? Keineswegs. Ein Spanier? Erst recht nicht, denn ich kenne die Spanier! Dieser Bosa ist dem spanischen Charakter völlig fremd, es ist ein deutscher Entschuldigter. Schiller wäre besser nach Spanien gegangen, ehe er den Carlos schrieb. Diesen sentimentalischen Ritter würde kein Philipp der Zweite angehört, geschweige denn zu seinem Vertrauten gemacht haben, denn die spanische Eitelkeit — mein Herr, Halbesien, sage ich. Der Berche mit Höfen ist nicht so einfach, wie Sie sich das vorzustellen scheinen.“

Kottenhan hatte die Dammern in die Westenärmel gestreckt und hieß das recht: Lutz zu. „Es gehören dazu gewisse Talente, welche dem Ehrgeizigen nötig sind, zum Beispiel die Kunst, denen zu schmeicheln, die man verachtet. Die Gewand, die Verablassung eines Dummkopfes zu ertragen. Die Leichtgläubigkeit und Ueberwindung, das Gegenteil von dem zu reden, was man denkt, und eine große Gleichgültigkeit für die stations prolongues in den Antichambres.“

Damit verabschiedete er sich und war im nächsten Augenblick unter den Bäumen verschwunden. Und Lutz konnte nun endlich mit Ernst reden. „Aber kaum hatte er von dem Schiff angefangen, als Ernst sich erhob. „Wir wollen lieber gehen,“ schlug er vor, und sie gingen nach dem Weicher herunter.“

„Du glaubst gar nicht, wie wohl ich mich hier fühle,“ sagte Ernst und schob seinen Arm in den des Bruders, während sie am Waldestrand hinschritten. „Ich habe viele gute Freunde hier, die Verzele ich so nett zu mir und ich darf müßiggieren, soviel ich will ... den anderen ist es verboten ... aber ich habe erklärt, daß ich verrückt würde, wenn ich nicht täglich spielen könnte.“ Er blieb vor dem kleinen Schiffsmahtmen Weicher stehen. Hier mußte Wagner die Zee zum „Abeingold“ gekommen sein. „Abeingold, Rheingold, wie hell du einst strahltest!“ sang er laut. „Nacht liegt in der Tiste, einig' war sie hell.“

Und was man für Studien hier machen kann! Die interessantesten Exemplare sind im Nachgarden, Hämone, zum Beispiel ein Sudent, der eine mathematische Preisaufrage gelöst hat. Ich gehe oft mit ihm spazieren. Man muß sich dieser armen Menschen etwas annehmen, Sonntags spiele ich Harmonium beim Gottesdienst und abends müßiggieren wir oft bei dem ersten Arzt, seine Gattin hat eine herrliche Altstimme, überhaupt so viel verlässige Menschen wie hier habe ich in meinem Leben noch nicht gefunden. Alle kommen zu mir mit ihren Bündeln und Bekleidungen,“ fuhr er fort mit einem glücklichen Nicken, „aber denk dir, daß diese Menschen hinter diesen Mauern etwa ihren alten Menschen ablegten und mit diesem grauen Mittel einen neuen ansetzen? Nein, mein Lieber, so einfach ist das nicht, man muß ihnen immer zureden, glätten, glätten,“ er machte eine Handbewegung, als hätte er einen Stoff. „Sie sind nicht tauglich, gegen Wüter und Kräfte. Wenn du dich dafür interessierst, sie gehen eben dort weiter spazieren.“

„Nein, danke,“ sagte Lutz. Er hatte genug von Kottenhan. Auch war es Zeit zum Zuge. Die Brider verabschiedeten sich an der Parkmauer. „Kann ich dir denn nicht behilflich sein, hast du keinen Wunsch, Ernst?“ fragte Lutz. „Du weißt ja, ich bin jetzt in der Lage.“

Ernst schielte verdächtig. Er schloß die Augen, wie man einen Zentimeter schließt, um das Licht nicht herein zu lassen.

„Ich danke dir, Lutz,“ sagte er und ließ seinen Hand los. „Ich habe alles, was ich brauche.“

Lutz ging. Sein Kopf war wie benommen. Und auf der Heimreise dachte er: Bin ich nun verdrückt oder Ernst?

Frau von Herwegh, die ihren Sohn auf dem Bahnhofs erwartete, unruhig, was er bringen würde, war von Lutzs Bericht sehr enttäuscht.

„Aber du hast ihm denn nichts gesagt, von deiner Verlobung und von Australien?“

„Ich habe ihm alles gesagt,“ antwortete Lutz, „aber er hat gar nicht zugehört. Es hat eigentlich immer nur ein Herr Kottenhan gesprochen.“

Es war nach den vielen Angeboten, die auf die Annonce im „Atheinischen Kurier“ eingelaufen waren, erst so leicht erschienen, ein gebrauchtes Piano zu bekommen. Nun ließ die Generalin mit ihrer Nichte schon seit drei Tagen in der Stadt herum, ohne das zu finden, was sie finden wollten.

Es sollte nämlich braun sein, weil es zu den Ruhbaumöbeln der Generalin passen sollte, dann sollte es tadellos erhalten sein und außerdem auch billig. Aber die Pianos, die sie in Familienpensionen, Gasthäusern und Kaffees sahen, waren nur abgepielt und meist waren sie auch schwarz.

Auf ihren Vorfahren waren sie einmal in ein sonderbar hübsches Haus gekommen, in dem es streng nach Zannengrün duftete und dessen Besitzer sich gerade in der letzten Nacht erschossen hatte. In einer Villa auf der Bellevue hatte sie ein sonderbarer alter Kauz in einer Art Mühschutte mit langem weißen Bart, der nach Vetter roch, durch seine mit byzantinischem Geschmack eingerichtete Villa geführt, in deren Unterhof allein fünf Pianos standen. Die Generalin requirte ein Cembalo, eine Orgel und ein Harmonium ohne weiteres zu den Klavieren, und sie waren froh, unvorhergesehen aus diesem unheimlichen Hause herauszukommen zu sein. Und einmal hatte sie in einem verwohnen Garten eine Bulldogge angefallen. Schließlich waren sie in der Gologasse gelandet, wo in Nummer dreizehn ein labelles erhaltener Kaps als besonders preiswert gerühmt war.

Man hatte die Anzeige anonym aufgegeben, denn die Mainzer Straße brauchte nicht zu erfahren, daß Generalis ein gebrauchtes Piano suchten. Zu den Musikstudien der Nichte, die eigens deshalb aus Thurn gekommen war, wollte die Generalin nicht ihren guten Beschtern hergeben. Wie konnte ein Mensch nur in ein Haus ziehen, das diese Unglücksnummer trug! Es war ja geradezu eine Herausforderung an das Schicksal.

Endlich hatten sie das Haus gefunden, es war ein dreistöckiges Gehäus, dessen Eingang rechts und links mit allerlei Balakons bepflanzt war, auf denen sich ein Zalmiedner, ein Hüfnerangaproprietär und ein Kaufmännlicher angezogen, und in dessen Barriere sich rechts ein Freiergärtler und links eine Maskenverleiherin befand. Der lange Fluß mündete auf eine Tür, hinter der man Schreimachungsklapper hörte, und war so hinter, daß man die Kint: kaum fand. Die Generalin klopfte müde an und öffnete. Zwei Schreiber klapperten auf ihren Maschinen. Am Fluß sah eine Dame in tiefer Trauer, eine Handtache auf dem Schoß. „Sind wir hier recht, wir kommen wegen eines Klaviers?“ fragte die Generalin.

„Jawohl,“ erwiderte der Schreiber und wies mit dem Lineal nach einer Türe. „Gehen Sie nur durch, in dem letzten Zimmer steht es.“ Argendino wurde Klavier gespielt, so gingen sie diesen Klängen nach. In dem nächsten Zimmer verhandelte ein älterer hagerer Herr mit langem Hals, der der Generalin merkwürdig bekannt war, mit einem verweinten blonden Mädchen und einer hochgradig erregten Mutter.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tausendhändler.

Von Hans Raatow.

(Nachdruck verboten.)

Ich habe in literarischen manchen Wunder an Dialekt erlebt erfahren. In München ist ein Philosoph und Zafos-wohmschreiber, der ein humoristisches Familienblatt, was in Berlin nicht ein Kommissar, der in Gedanken und Ma ... den täglich seine zwei, drei Duzend Kapitalisten zum Frühstück verpfeift, als Dramaturg der Koller-Bühnen und Stückdichter für Schieber und W. B. Publikum.

Das ist aber noch gar nichts. Neulich schenkte ich mir meinem Freunde Richard Tallos — Sie wissen doch, der bekannte Kritiker, dessen Gedichtbuch „Reben in der Stille“ so viel von sich reden gemacht hat — aber den Aufstiegsdama. Ich blieb an einer Tischfüße stehen. In ultravioletten Lichtbuchstaben freilich ein expositionsreiches Plakat.

Das neue Eden

Bühne für Neuordnung und Radikalität.

Der Tanz der ersten Menschen im Originalkostüm.

„Das ist wohl das Neueste?“ fragte ich Tallos. „Eigentlich nicht ganz,“ erwiderte er, „das Ding ist in der vorigen Woche von mir geteilt worden; habe inzwischen wieder was ganz Neues gemangelt“, setzte er leise hinzu. Und auf das Plakat wendend: „Keine Saage, Wohltraue, Eingang durch den Keller, veränderbare Bühne, kann je über Bedarf in Ebendiele verwandelt werden. Die Höhe wird jetzt von einer U. G. geleitet, bin im Aufstiegsrat.“

Wir gingen weiter und kamen an eine Buchhandlung. Ein großes Schaufenster war bis hinauf ausgefüllt von Hunderten von Exemplaren ein und besseren Budes. Ein Lohndrohmann von irrtümlichen Zeichnungen umrahmte das Ganze. Der Titel lautete: „Der Gesinnungsfunkel“ war in phantastischen Figuren angeordnet. In allen Farben knallten die Eigenschaften des neuen Budes, Auflage 1 Million Exemplare. — Der kulturhistorische Roman der Genwart. — Jüdische Magie im Berliner Schopenhauerquartier. — Tubal Kain im Nennit in höchster Potenz.

Ich wollte mich eben über den Sensationsdramatiker äußern; Tallos schloß es zu ahnen und beugte vor. „Ich will es dir nur im Vertrauen sagen — freigeit Distrikten — Tubal Kain: das bin ich. Und der „Mysterien-Verlag“ — das bin ich auch.“

Ich war betreten. Tallos hatte immerhin die Kritik der neubuchigen Kultur“ geschrieben und die „Rosenkranz im Platz.“ — In der TaubenstraÙe fiel mir an einem Haufe ein Kleinfest auf, der auf eine schwarz verhängte Höhe wies.

Das große Chaos

Zango macabre mit Jazzband-Begeleitung.

Direktorial-Unterhaltungsgesellschaft mit Schrammel-Quartett der letzten Ur-Wiener.

Apokalypische Conference.

Chambres particulieres et perverses.

„Das mußst du dir heute Abend ansehen“, fiel Tallos in mein sprachloses Staunen. „Da hab' ich nämlich meine Hand rein. Ideen und Entwürfe: alles von mir — aber streng vertraulich, bitte.“

Ich ging hinauf auf Zehentstufen und auf alles geschaut. Würde ich jetzt, dachte ich, der Appall des Rollendortpfluges aufstun, um uns in Rußland in eine unterirdische Kreta zu begeben, wo locken, der auf die Malpurgastadt zusammengetriebene Faust mit Galla de Hebid und dem Bilanzfest-Ballett zur Aufzählung gelangt — ich würde es ganz in der Ordnung finden, mein Tallos mir ins Ohr flüsterte —

„Da hab' ich auch meine Hand rein“, raunte mir Tallos zu und ich mich aus meiner Grube. Ich schral zusammen. Er wies auf ein Plakat, das die Seitenfront eines Hauses beherrschte. „Die schwarze Gau!“ — Das losmische Kabarett. Hier tritt die Mia Bogachinski auf, die i gemacht habe, in einem Programm, das ich für sie gemacht habe. Augenblicklich suchte ich eine richtiggehende Pinesistin für das nächste Programm.“

Er rief einem vorübergehenden Zeitungsjungen ein Heft aus der Hand. „Halt du schon die neueste Nummer meiner neuen Zeitschrift „Der Schlängeltrah“ gefehen?“ In diesem Augenblick verfiel ich ein grünes Plakat in meiner Reihart: „Bürger Berlins, schüßet euch selbst! Vell den Antischlangensfrat!“ — „Ja, natürlich“, flüsterte mir Tallos ins Ohr. „den Antischlangensfrat habe ich langiert.“

„Mir wurde ein hübsches äbel. Um Atem zu holen, blieb ich in einer stillen Seitenstraße vor dem Schaufenster einer anscheinend Buchhandlung stehen. Da lag zwischen Rille und Berlin ein kleiner deilast ausgefallener Pergamentband: „Himmliche Jodeln. Von Richard Tallos.“

„Himmliche Jodeln — hier halt du auch deine Hand rein?“ rief ich schlanglos.

„Ne,“ erwiderte Tallos, „eigentlich nicht; ich hab nur dem Autor gegen Gebvinsbestätigung die Verwendung meines Namens überlassen.“

Von Efel gepad entließ ich mich dem Schreie „Berlin, Berlin, Berlin!“ — „Mit von mir!“ rief Tallos über allen Schreien hinter mich her.

Auf dem Bahnhof Zoo erwachte ich gerade einen abfahrenden Fernzug; und aufatmend sah ich das Bereich des Tausendhändlers in Brodem und Getreisch hinter mir verschwinden ...

Medizinische Umschau.

Geranwirkung frakter Bäume.

Erst vor kurzem hat man auf Grund der Erfahrungen, daß einige längere Erkrankungen, wie Nierenentzündungen sowie Muskel- und Gelenksrheumatismus, sehr oft gleichzeitig mit Johannisbeerenentzündungen auftreten, einen engen ursächlichen Zusammenhang dieser Leiden mit den Johannisbeeren

erkannt. Neuerdings hat sich aber gezeigt, daß auch dem allen Vorkesseln von Zusammenhang zwischen Augen und Zehneiden eine stark Abhängigkeit zugrunde liegt und daß bei der Entstehung gewisser Augenkrankheiten frange Zahnnurzel mitwirken. Ottmann hat, wie er in der „Zeitschrift Med. Wochenschrift“ ausführt, in jüngster Zeit mehrere solcher Fälle beobachtet. In einem Fall war z. B. eine Augenerkrankung die Ursache einer Zahnnurzel-Geschwulst am Auge, die erst verheilte, als die Gistel geheilt war. Die Untersuchung ergab hierbei, daß zwischen dem Zahn- und den Augenerkrankungen eine direkte Verbindung durch die Venen besteht; ist nun eine Zahnnurzel entfernt, so kann es leicht geschehen, daß es innerwärts der Augen und Zähne verbindenden feinen Venenstämmen zu Zirkulationsstörungen kommt, was dann als Vermittlung eine Entzündung des Auges mit zur Folge hat.

Auch die Heberbrückung einer anscheinend toten Zahnnurzel mit einer Goldkrone scheidet sich vor dieser letzten Vermittlung. Wie gerade ein Fall gezeigt hat, war gerade der Versuch der Wurzel durch die Goldkrone die Ursache, daß das in der kranken Zahnnurzel gebildete Sekret nicht nach außen abfließen konnte, und daß der Giftstoff deshalb auf dem Wege der Venenverbindung bis zum Augennend verschleppt wurde, wo er alsbald eine sehr unangenehme Abblühung hervorrief. Jedenfalls wird es bei der Behandlung derartiger Fälle auch bei der oben genannten inneren Erkrankungen immer gut sein, zunächst die Zähne gründlich zu untersuchen, da besonders kranke Zahnnurzeln einen beständigen Giftherd bilden. Damit besteht aber die Gefahr, daß die Giftstoffe durch die Blutbahn in anderen Körperstellen zugesührt werden und diese schädigen.

Epilepsie und Nervenleiden.

Nach den neuesten Untersuchungen scheinen an dem Zustandekommen epileptischer Krämpfe die Nervenleiden beteiligt zu sein. Schon vor einiger Zeit machte man den erkrankten Versuch, durch Bekämpfung der Nervenleiden, welches, also auf operativem Wege, die Stellung epileptischer Krämpferheilungen zu erzielen. Kräftig hatte auch Aufschwung aber bei derartigen Operationen sehr verheerenden Erfolge. Selbstverständlich dürfen niemals beide Nervenleiden entfernt werden, sondern immer nur eine und zwar am besten die linke, da sie nicht in unmittelbarer Nähe der großen Gefäße liegt. Die Ergebnisse der operativen Nervenleidenentfernung waren bis jetzt durchweg so auffällig, indem z. B. bei einem seit seinem 19. Jahr an schweren epileptischen Anfällen leidenden Mann von Tag der Operation an die Anfälle ganz ausblieben, daß an einer Beziehung des Nervenleidenentfernunges zu den epileptischen Anfällen in der Tat nicht mehr getweifelt werden kann. Daraus schon feste Schlüsse zu ziehen, ist freilich vorläufig kaum möglich, zumal da sich vor allem erst herausstellen muß, ob nicht etwa mit der Zeit die restliche Nervenleiden die Funktion der anderen übernimmt.

Die Empfindlichkeit des Magens gegen kalte Flüssigkeiten.

Jeder weiß aus eigener Erfahrung, daß sehr kalte Getränke im Magen eine deutlich fühlbare Kälteempfindlichkeit bewirken. Gleichwohl herrschte über die Frage der Temperaturempfindlichkeit der Magenwand bisher große Unklarheit, da einestils angenommen wurde, daß nicht die Magenwand, sondern nur die Bauchhaut das Kältegefühl vermitteln könne und somit eine physikalische Fortleitung der Wärmeleitung stattfinden, während man andererseits glaubte, die Kälteempfindung müsse infolge einer nervösen Verbindung zwischen Magenwand und Haut zustande kommen. Die jüngsten Untersuchungen Ganters haben nun ergeben, daß die Magenwand selbst temperaturempfindlich ist. Allerdings handelte es sich hierbei um eine mehr oder weniger beschränkte Empfindlichkeit. Ist die Temperatur der genossenen Flüssigkeit nämlich nicht sehr abweichend von der Körpertemperatur, so wird sie überhaupt nicht empfunden. Dazu kommt, daß die z. B. durch die Kälteeinwirkung erzeugte Empfindung erst verhältnismäßig spät nach der Einnahme der kalten Flüssigkeit wahrgenommen wird, also keineswegs unmittelbar und daß der Temperaturreiz sich auch in der Regel nicht sehr intensiv äußert.

Die Tatsache, daß die Magenwand selbst die Temperaturen fühlt, erklärt sich damit, daß sie von Nervenfasern durchsetzt ist; doch scheint die Zahl der Nervenenden, durch deren Vermittlung die Empfindung erfolgt, nur klein zu sein, überhaupt bei den einzelnen Menschen zu wechseln. Wahrscheinlich fehlen bei manchen die Organzweige dieser Nervenfasern ganz, oder sie liegen an weniger exponierten Stellen. Für die Temperaturempfindlichkeit der Magenwand sprechen vor allem auch jene Versuche, die zeigten, daß einige Minuten nach dem Einnehmen kalter Getränke die Temperatur der Magenwand um 2 Grad Celsius sank.

Die Tätigkeit des leeren Magens.

Während man bisher, und zwar auch in ärztlichen Kreisen, annahm, daß der nüchterne Magen des Menschen sich in einem vollkommenen Ruhezustand befindet, liegen neuerdings Beobachtungen vor, die das Gegenteil nachweisen, nämlich, daß der leere Magen ebensowenig ruht, wie der verbundene Magen. Nach dem im „Archiv für Verdauungs-krankheiten“ dargelegten Mitteilungen der Forscher Jarne und Banderly liegt diesen Feststellungen vor allem die Annahme zugrunde, daß die Kollergeräusche — das bekannte Magenrurren — die bei Menschen mit leeren Magen aufzutreten pflegen, einer „Verstätigkeit“ des Magens — Darmtonus entsprechen oder mit anderen Worten, daß eigentlich diese Geräusche selbst die Verstätigkeit darstellen. Diese Kollergeräusche entstehen durch die Bewegung der im flüssigen Darminhalt enthaltenen Gasbläschen und stehen vermittels abnehmender Spannung im Zusammenhang. Sie treten auch nur bei leerem Magen auf, weil während der vollen Verdauungstätigkeit der Darm nur wenig Gas enthält.

Die Untersuchung der Magenflüssigkeit und die Sondierung des leeren Magens ließen erkennen, daß in ganz leeren Magen zunächst die Kollergeräusche auftreten, und daß anschließend daran ein Zuckergurgeln der im Zwölffingerdarm enthaltenen Flüssigkeit in den Magen stattfindet, worauf eine Absonderung von Magenflüssigkeit erfolgt. Allmählich vermischt auch diese Flüssigkeit, und der Magen wird wiederum leer, was die nächsten Kollergeräusche aufzutreten; denn sowohl die Verstätigkeit des Magens, wie auch das Zuckergurgeln geht in einer gewissenmaßen regelmäßigen Aufeinanderfolge vor sich. Der nüchterne Magen ruht somit keineswegs, sondern arbeitet ganz regelmäßig weiter.

Die Hygiene der Diät.

Die zunehmende Lufttemperatur und die, wenn zunächst auch nur vorübergehende Fälle von Hitzschlag, mahnen wohl zur Vorsicht, aber zweifellos sind die in der Bevölkerung verbreiteten Verfassungen unbegründet, denn dem menschlichen Organismus sind solche Anspannungsleistungen unmöglich, daß er auch hohe Lufttemperaturen verhältnismäßig leicht erträgt oder sich, wie man es bei den in sie gewöhnt. Die bei hoher Temperatur verweilende Kleidung vermindert in erster Linie die dunklen Farben und sucht durch die Wahl heller Stoffe die direkte Bestrahlung des Körpers zu hindern. Die Stoffe müssen derart beschaffen sein, daß sie der Luft einen leichten Durchtritt beschaffen. Je größer die Poren des Stoffes, je größer der Luftgehalt, desto besser ist die Ableitung. Bezüglich der Ernährung lehrt die Erfahrung, daß eine zu reichliche Fleischkost, besonders die fettreiche Kost, die schon an sich vorhandene Blutüberfüllung der Leber und des Darms vermehrt. Weiz, Jauer, Meis und pflanzliche Nahrungsmittel sind in den Zeiten der Hitze sicherlich vorzuziehen. Erfrische im Trinken rühen sich schwer durch Magenarbeit. Als Getränk eignet sich besonders kaltes Tee oder dünner kalter Kaffee. Die Beobachtung, daß schon bei mäßiger Bewegung in der Hitze alle Kräfte sinken, zeigt, wie die Körperwärme selbst auf ein verhältnismäßig geringes Maß beschränkt, und daß dem Körper eine gewisse Spannung zuzusetzen muß. Dem überlasteten Körper ist die Zuhilfenahme von kaltem Wasser, wenn auch bei dieser Krankheit eine Art von Stimulierung in seinem Wasserhaushalt alterieren, mit Kohlenäure überladenen und infolge des Unterganges zahlreicher Blutkörperchen geschädigten Blutes auf die lebenswichtigen Zentren im Gehirn und im Rückenmark eine große Rolle mitspielen dürfte. Der Beginn der Erkrankung äußert sich zumeist in heftigen Schwindel, im Kopf und Kopfschmerzen, auf die eine allgemeine Schläffigkeit und Hinmüdigkeit folgt. Bald treten Bewußtseinsstörungen auf, es kommt zur völligen Bewußtlosigkeit, zu Krämpfen und zur Erläuterung der Herzstätigkeit. Zum Unterchiede vom Hitzschlag, der sich bei entsprechender hoher Temperatur auch bei bewölktem Himmel ereignen kann, kommt der Sonnenstich nur durch unmittelbare Einwirkung der glühenden Sonnenstrahlen auf dem Körper zustande und dürfte auch zur Verhängung mit Schädigung des Gehirns zum Ende führen. Ein entsprechendes rechtzeitige Kühlung, die Vermeidung von Hitze in den meisten Fällen hilft. Die Störzeit, auch bei Hitzschlag und Sonnenstich den üblichen Abgang auszuhalten, hängt meistens vom raschen Eingreifen des Arztes ab.

Kleine Merkwürdigkeiten.

Allerlei in eis. souter Kie nstam

von

„Prof. P.“

(Nachdruck verboten.)

Der Aal ist in unseren Meeren der einzige Fisch, der lebende Junge zur Welt bringt.

Die Einfuhr der Schweiz über Rotterdam ist wesentlich größer als über die beträchtlich näher gelegenen Häfen von Marseille und Genua.

Fredrik A. Cool zählte während seiner ersten Südpolfahrt von der Westküste seines Schiffes aus oft bis 200 Eisberge, die gleichzeitig in Sicht waren.

Es gibt einen Apparat, das sogen. Tonoskop, an dem man die Höhe eines geungenen oder auf einem Instrument angegebenen Tones aus der Anzahl der mitwirkenden Fäden ablesen kann.

Während bei uns auch mitten der Schatten niemals ganz verwindet, soll es in Ägypten geben, wo die Gegenstände zur Mittagszeit nicht den geringsten Schatten werfen.

Bei den Somaligern in Nordafrika herrscht die eigenartige und bestreudliche Sitte, den Galt durch Auspucken zu begrüßen, um ihm damit besondere Hochachtung zu erweisen.

Bunte Zeitung.

Politische Blumen. Die Kornblume, der liebliche Schmund unserer Bauernfelder, die aus dunstigen Gründen bei uns einmal längere Zeit populär gewesen ist, hat doch als Abzeichen niemals eine wesentliche Rolle gespielt. Deutschland ist nicht man von der roten Nelke ab, überhaupt nicht das Land, in dem die Blumen als politisches Abzeichen und Merkmal jenseits Bedeutung erlangt haben. Eber ist die Blume in England, wie ja schon der Kampf der Weißen und der Roten Rose lehrt, ein politisches Symbol. Eine größere gesellschaftliche Rolle haben in England auch das Eigenblatt und der Eigenzweig der Königin in 17. Jahrhundert und, zwei Jahrhunderte später, die Primel Lord Beaconsfields gespielt. Sie wurde das Abzeichen der Tories und ihrer „Liga der Primel“. Als der große Staatsmann starb, schmückte sich ganz London mit den lieblichen Frühlingsboten, und sein Standbild verhielt unter der Fülle der Blüten. In noch weit höherem Grade wird die Gesellschaft Frankreichs durch Blumen symbolisiert. Das Abzeichen der Bourbonen war die Lilie, golden in weichen Felder, die in republikanischer Eiferung weißschwarz bemalung gefunden hat. Sie wurde nach der Revolution das Erkennungszeichen und unter der Schreckensherrschaft, wenn sie endete wurde, das Herberden der Republikaner. Nach der Rückkehr der Bourbonen zeigte sie sich wieder öffentlich und trat in Weißrot mit der roten Nelke der Bonapartisten. Die Königinlichen nahmen nun ihrerseits die weiße Nelke auf, die das Anzeichen der Vagen und der Königinlichen wurde schmückte. Nach dem Sturz des zweiten Kaiserreichs wurde das Weißen die Blume jener Anhänger, und es genug endete der durch die Kinder Floras zart angelegte Widerspruch der Meinungen mit Himmelschüssen. Die Mode wechselte, Blumen in den Farben der Tricolore kamen auf, Tausendfüßler und Pelargonien zierten die Brust der Republikaner, dazu dreifarbige Nelken im Gegensatz zu den Weißen und roten. Zu General Boulanger's Zeiten gewann

die rote Nere einen neuen Sinn, bis sie als das Abzeichen der Sozialisten ihre internationale Verwendung erlangte.

Die Französischen wollen alle Mütter werden. Welchen Ansporn der Krieg dem französischen Patriotismus gegeben hat, zeigt auch das Ergebnis einer Umfrage, die eine französische Frauenzeitschrift an ihre Lesenden gerichtet hat, und die den Namen der gegenwärtigen gelehrten Französinen feststellen soll. Dabei sind von mehr als 500 Frauen Antworten eingelaufen, und die meisten Stimmen sind auf zwei Frauen gefallen. Die eine ist die Schriftstellerin Marcelle F. anre, die Verfasserin der beliebten Romane „La Nibelung“ und „La Nation du Vierge“. Die andere aber nennt sich Madame Soret, und ihr Nibelung besteht darin, daß sie dem Lande 16 Söhne geschenkt hat. Alle Zeitungen bezeichnen das Ergebnis der Umfrage als höchst erfreulich und jeden Beifalls würdig. In der Tat ist die Verminderung der Geburtenzahl an der Französin schon so lange leidet, unter dem Einfluß des patriotischen Aufschwunges ein Problem geworden, das alle Gemüter beschäftigt. Man sagt, das Ideal, das heute jeder Französin vorzuleben, sei, Mutter von mindestens zwei oder drei französischen Bürgern zu werden. Selbst die großen Modebauer haben sich diesem Zug, der durch die französische Frauenwelt geht, nicht verschließen können, und bringen in reicher Auswahl weite und hübsche Gewänder, die dazu bestimmt sind, die ähneren Zeichen der Schwangerschaft zu verhillen. Die anderen von der Gattung der Französinen Erkorenen folgen erst in weitem Abstand; darunter sind: die große politische Schriftstellerin Juliette Adam, Madame Curie, die Journalistin: Sorein, Frau Paquin und unter manchen anderen auch die göttliche Sarah.

Der Gesundheitszustand der englischen Industriearbeiter. Auf der kürzlich abgehaltenen Tagung der „British Medical Association“ wurde die englische Regierung sehr angegriffen, weil ihre Maßnahmen der Gesundheitszustand des Volkes nachlässig hätten. Die Versicherungsangelegenheit wurde für das Nützlich der Todesfälle an Tuberkulose unmittelbar verantwortlich gemacht. Unter dem Befehl der Justiz wurde ausgestellt, daß die Industrie durch die Vernachlässigung der Hygiene bei den erkrankten Arbeitern 140 Millionen Pfund erspart habe. Dabei gab der Vortragende eine Tabelle der Lebensdauer in den verschiedenen Berufsständen zur Kenntnis. Der Landarbeiter hat danach die Index-Ziffer 470. Die Lebensbedingungen eines solchen 18-jährigen, selbst wohnenden und lang arbeitenden Mannes seien nicht glücklich nicht glücklich, aber dennoch beträgt die Sterblichkeitsziffer im Verhältnis dazu für Drucker 773, für Schneider 779, für Baumwollarbeiter 811, für Schuhmacher 820, für die Arbeiter in der Eisen- und Stahlindustrie 837, für die Bergarbeiter in den Kohlenruben von Lancashire 1505, für die Kleinrentner ebenfalls 1507, und für ungelernete Arbeiter 2301. Vor allem sollte sich der Arbeiter für ein, den Gesundheitszustand leichte Arbeit zu geben. Seelisch und körperlich könne die Gesundheit durch eine abgestufte Tätigkeit gefördert werden, an der der Arbeiter Interesse nehme, und diese Gesetze am besten, indem man ihm auch als Nebenverdienst bezahlte Arbeit verleihe. Aber gerade Arbeit gegen Entlohnung heute verboten. Daher würden ungeheure Summen, die in einzelnen garniert vorliegen sind, verschleudert, indem man die Gesundheit verjögere. Die Arbeiterkraft verlorlang einseitig kurzfristige, aber bezahlte Beschäftigung für den Gesunden.

Die Russinen wollen Ausländer heiraten. Einer der Offiziere eines englischen Schiffes, das kürzlich 11 Häfen Afrikas und Ozeans anhat, erzählt von dort einige interessante Einzelheiten. Die russischen Weibchen geben sich die größte Mühe, bei den herrlichen Besuchern glänzende Gewänder zu kaufen. Fast täglich werden Konzerte abgehalten, und die Gäste werden in Automobilen und Wagen abgeholt. Die Heizer, Matrosen und die übrige Besatzung des Schiffes hatten glänzende Zeiten, und alles, was sie in politischen Vernehmungen sprachen, wurde ausführlich in den Zeitungen wiedergegeben. „Wenn wir dann“, sagt der Offizier hinzu, „von dem fulminanten Symphon auf den Bolschewismus laßen, den irgend einer unserer Kameraden dort vom Stapel gelassen haben sollte, mochten wir uns allerdings unsere eigenen Gedanken.“ „Die Frauen“, so erzählt der Berichterstatter weiter, „sicht man nur selten mit Strümpfen, da diese außerordentlich teuer sind. Die Mode der kurzen Röcke ist aber auch nach Russland gebrungen, und so macht das einen sonderbaren Eindruck. Aufs eifrige sind die Frauen darauf aus, einen Ausländer zu heiraten, da sie auf diese Weise ihre Nation zu wechseln und Erlaubnis bekommen können, das Land zu verlassen. Der Offizier, der sich selbst als einen wohlhabenden Mann mittleren Alters bejehreit, wih 13 Heiratsanträge von Frauen im Alter zwischen 18 und 50 Jahren erhalten haben.“

Literatur.

Steuerlich zweckmäßige Gesellschaftsformen. Ist die Umwandlung von Gesellschaftsformen aus steuerlichen Gründen ratsam? Von W. B. v. d. S., Steuerhelfer in Berlin-Gelehndorf. II. Auflage. Inhaberverlag S. Baetz & S. in d. Buchhandlung für Rechtsanwaltschaft und Steuerliteratur, Berlin C. 2.

Das Problem der „steuerlich zweckmäßigsten Gesellschaftsform“ gehört im Augenblick zu den brennendsten Fragen, und es ist daher um so auffälliger, daß, abgesehen von gelegentlichen Kritiken in der Tages- und Fachpresse, eine erschöpfende Darstellung dieses Fragekomplexes bisher noch nicht erschienen war. Diese Lücke füllt das Buch des Verf., dessen erste Auflage in verhältnismäßig kurzer Zeit vergriffen war, und welche nunmehr in 2. Auflage vorliegt. Aus der Darstellung behandelt in gemeinverständlich Form das Problem der Umwandlung, indem er zunächst das geltende Recht darstellt und dann an zahlreichen Berechnungsbeispielen untersucht, ob und in welchen Fällen die eine oder die andere Unternehmensform die steuerlich günstigere ist. Eine kurze Darstellung des geltenden Steuerrechts und der wichtigsten handelsrechtlichen Vorschriften über die einzelnen Gesellschaftsformen macht das Werk gerade für den Laien außerordentlich brauchbar. Das Buch behandelt in erster Linie die grundlegenden Voraussetzungen und Überlegungen, die bei einer Umwandlung zu berücksichtigen sind.

Broschur — Eine deutsche Frage. Von Oberregierungsrat Dr. F. G. Regenbogen, M. d. B. Berlin, Otto Elsner Verlagsgesellschaft m. b. H.

Zu beziehen durch die Gr. Ulrichstraße 63, Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Fernruf 4533 u. 1634.